

EMILIE AUTUMN

DIE
ANSTALT
FÜR UNGEHORSAME VIKTORIANISCHE
MÄDCHEN



Aus dem Amerikanischen von Simona Turini

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe
The Asylum for Wayward Victorian Girls
erschien 2009 im Verlag The Asylum Emporium.
Copyright © 2008, 2011, 2012, 2017 by Emilie Autumn

1. Auflage Februar 2023
Copyright © dieser Ausgabe
2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild und Illustrationen: Emilie Autumn
Texturen: AdobeStock/akiyoko
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-044-1
eBook 978-3-98676-045-8

KRANKENHAUS-EINTRAG 1: UNTER AUFSICHT

Der Hund hatte mich gefunden.

Wie aus großer Ferne hörte ich ihn vor der Badezimmertür heulen.

Da war ich schon nicht mehr da.

Ich lag auf einer Wiese inmitten von hohem, weichem Gras – so hoch, dass mich niemand sehen konnte.

Das Gras bewegte sich, aber ich hörte keinen Laut; wie eine weiche Decke spürte ich das Sonnenlicht, das durch die Bäume fiel, und ich wollte einfach nur für immer schlafen.

Ich empfand keine Furcht, keine Angst; nur Erleichterung ... Erleichterung, dass ich meine Entscheidung getroffen und durchgezogen hatte. Jetzt gab es nichts mehr zu tun, nur noch liegen und warten, liegen und warten, liegen und warten ...

Alle Höhen und Tiefen, Freude und Trauer, »Mach dies« und »Lass das« lagen endlich hinter mir.

Ich bereute nichts.

Ich war mit mir selbst im Reinen, eine Empfindung, die ich bis zu diesem Augenblick nicht gekannt hatte.

Im Reinen ...

Im Reinen ...

Im Reinen ...

Auf einmal wurde ich hochgehoben, Schreie gellten in meinen Ohren und ich wurde brutal durchgeschüttelt, während man Wasserstoffperoxid in meine Kehle schüttete. Plötzlich war das Sonnenlicht weg, das Gras – es gab nur noch den dreckigen Badezimmerboden und meinen Wunsch, wieder einzuschlafen.



Im Wartebereich der Notaufnahme komme ich mir wie eine Betrügerin vor.

Ich blute nicht.

Ich kann gehen.

Ich wurde erpresst.

Niemals wäre ich freiwillig hergekommen, wenn sie nicht gedroht hätten, mir meine Medikamente zu verweigern. Und genauso, wie man niemals am Telefon eine Beziehung beenden sollte, sollte man auch niemanden telefonisch in die Nervenheilstation schicken.

Aber genau das haben sie gemacht.

Seelenkämpfer: Ich kann Sie nicht weiterbehandeln, wenn Sie sich nicht in eine psychiatrische Anstalt begeben.

Ich: Was? Warum?

Seelenkämpfer: Weil ich darauf bestehen muss, dass Sie nach Ihrem Selbstmordversuch mindestens 72 Stunden unter Beobachtung gestellt werden.

Ich: Unter Beobachtung? Von wem? Ich brauche keine Beobachtung. Ich brauche meine Medikamente.

Seelenklemmpner: Dann sollten Sie besser heute noch ins Krankenhaus gehen. Nach dem, was Sie getan haben, darf ich Ihnen nichts mehr verschreiben. Das wäre illegal.

Ich: Moment ... Warten Sie mal ... Sie haben mich gefragt, wie es mir geht, und ich habe es Ihnen gesagt. Ich hab's Ihnen gesagt, weil ich dachte, ich sollte ehrlich zu Ihnen sein. Ich dachte, Sie wären der *eine Mensch*, zu dem ich auch wirklich ehrlich sein *kann*. Aber jetzt klingt es für mich, als wären Sie der eine, den ich besser angelogen hätte.

Seelenklemmpner: Emilie, Sie sind eine extrem intelligente und talentierte junge Frau, aber Sie sind auch sehr, sehr krank und brauchen dringend Hilfe.

Ich: Bitte ... Kann ich nicht einfach zu Ihnen kommen und wir reden? Dann sehen Sie, dass ich okay bin. Ich meine, ich bin nicht verrückt ... nicht so, wie es jetzt vielleicht wirkt. Ich hatte meine Gründe, *gute* Gründe, warum ich mir das angetan habe. Und wissen Sie was, Doktor? Ich stehe dazu. Ich bin sicher, jeder andere hätte an meiner Stelle dasselbe gemacht.

Seelenklemmpner: Nein, Sie können nicht herkommen. Beziehungsweise das können Sie schon, aber dann brauchen Sie nicht wieder nach Hause zu fahren, denn hier wird ein Krankenwagen warten und Sie direkt von meiner Praxis ins Krankenhaus bringen.

Ich: Es ist also so, dass Sie sich weigern, mir meine Antidepressiva zu verschreiben, bis ich ... wohin gehe? In eine Irrenanstalt? Obwohl wir beide wissen, dass ich *ohne* meine Medikamente binnen 48 Stunden zu einer suizidalen Wahnsinnigen werde, die auf die Straße

rennt, um sich von einem Auto überfahren zu lassen?
Was, wenn ich sage ›Nein, ich will das nicht‹? Könnten
Sie mit dem leben, was dann passiert?

Seelenklempler: Emilie, hören Sie zu. Ich glaube,
dass Sie im Moment genau diese Art von Überwachung
dringend brauchen.

Ich: Herrgott ... nur für 72 Stunden?

Seelenklempler: 72 Stunden ... mindestens.

Ich: Nein. Nein, das geht nicht ... Es stehen Konzerte
an. Scheiße, ich muss ein Album fertig machen ...

Seelenklempler: Dann gehen Sie besser jetzt gleich.



»Was wollen Sie?«, fährt mich eine Frau in einem
mintgrünen Krankenhauskittel an.

Sie klingt ein kleines bisschen ungeduldig. Mit ihrem
Klemmbrett in der Hand kommt sie auf mich zu, und ich
nehme an, dass sie mich gleich fragen wird, was in aller
Welt ich hier zu suchen habe und warum ich aussehe,
als käme ich gerade von einem Kostümball, und warum
ich mir ein Herz auf die rechte Wange gemalt habe und
warum ich Stiefel mit Totenköpfen darauf trage, weil das
doch so verdammt morbide ist und sterbende Menschen
so etwas nicht sehen müssen sollten und ...

»Ich bin selbstmordgefährdet«, sage ich.

Meine Güte!

Das klang ja fast, als wäre ich *stolz* darauf.

Und ich *lächle*. Herrgott, vielleicht gehöre ich ja
wirklich hierher.

Die Schwester sieht aus, als würde sie mir nicht glauben. Das kann ich ihr nicht vorwerfen, also versuche ich es noch mal.

»Ich meine, ich habe versucht, mich umzubringen, also gibt mein Therapeut mir keine Medikamente mehr. Er sagte, ich müsste die jetzt hier holen.«

Nie zuvor in meinem Leben habe ich so unsinnigen Kram erzählt. Aber es funktioniert und die Schwester nimmt mich mit aus dem Wartebereich in ein kleines Untersuchungszimmer, wo mir eine weitere Schwester von ihrem Platz hinter einem Schreibtisch aus befiehlt, mich zu setzen.

Krankenschwester: Bipolare Störungen in der Familie?

Ich: Ja.

Krankenschwester: Suizide in der Familie?

Ich: Ja. Aber deshalb bin ich nicht ...

Krankenschwester: Hören Sie Stimmen?

Ich: Ich höre Sie.

Krankenschwester: Stimmen in Ihrem Kopf? Die sonst niemand hört?

Ich: Als ich noch klein war, schon. Tatsächlich jede Nacht, jahrelang. Aber jetzt nicht mehr.

Krankenschwester: Wurden Sie missbraucht?

Ich: Was meinen Sie?

Krankenschwester: Sexuell?

Ich: Ist Vergewaltigung Missbrauch?

Krankenschwester: Vergewaltigung ist Missbrauch.

Ich: Das ist gut. Ich nahm an, das sei etwas, das Männer eben machen.

Krankenschwester: Waren Sie jemals schwanger?

Ich: Ja.

Krankenschwester: Sind Sie jetzt gerade schwanger?

Ich: Nein.

Krankenschwester: Seit wann sind Sie nicht mehr schwanger?

Ich: Letzte Woche.

Sie hebt den Blick von ihren Formularen, und ich spüre, wie sie mich verurteilt – daran sollte ich mich wohl langsam gewöhnen, schließlich weiß ich doch, dass man mich andauernd verurteilt.

Ich: Es war nicht meine Schuld. Ich nehme die Pille, aber meine Antidepressiva heben die Wirkung auf und mein Arzt hat es nicht für nötig gehalten, mir das zu sagen. Ich hätte es nicht austragen können ...

Krankenschwester: Haben Sie Familie?

Ich: Nein.

Nachdem sie ihr Formular ausgefüllt hat, macht die Schwester eine kurze Untersuchung, ohne auch nur im Ansatz auf das einzugehen, was ich ihr gerade erzählt habe.

Ich: Fragen Sie mich nicht, warum ich es getan habe?

Krankenschwester: Warum Sie was getan haben?

Ich: Alle meine Schlaftabletten auf einmal nehmen.

Krankenschwester: Nein.

Sie legt mir ein Plastik-Krankenhaus-Armband um, und – wer hätte das gedacht! – mein Name steht schon drauf.

Patientin: Autumn, Emilie

Alter: 27

Als alles erledigt ist, rechne ich damit, nun in ein Krankenhausbett verfrachtet oder an einen Pfahl gefesselt zu werden oder so, aber stattdessen geht es wieder ins Wartezimmer. Es liegt ein Hauch von Gefahr in der Luft, die bewaffneten Wachmänner starren mich bedrohlich an, und um ehrlich zu sein glaube ich nicht, dass mir mein neues Plastikarmband die erhoffte »Street Cred« verleiht.

Man hat mir ein Formular zum Ausfüllen gegeben, also setze ich mich mit meinem Klemmbrett auf einen der abgewetzten Kunststoffstühle in der Mitte des Zimmers. Wie gefährlich die hintersten Ecken eines Raums sein können, habe ich auf die harte Tour gelernt.

Zur Erläuterung: Wenn du sicher sein willst, dann lauf in der Mitte der Straße.

Das ist kein Scherz.

Man hat euch beigebracht, immer nach links und rechts zu schauen, bevor ihr über die Straße geht, richtig? Dass der Gehweg euer Freund ist?

Falsch.

Ich bin jahrelang nachts Gehwege entlanggelaufen, denn das macht man, wenn man kein Geld für den Bus hat. Ich habe mich in der Dunkelheit umgesehen, still, wild, und ich habe die Männer gesehen, die mir gefolgt sind, die aus den Gassen schlichen und versuchten, mich dazu zu bringen, mit ihnen zu reden, um mich dann zu beschimpfen, wenn ich es nicht tat. Und plötzlich wurde mir klar, dass mir nichts anderes übrig blieb als mitten auf der Straße zu laufen.

Aber warum sollte ich das riskieren?

Weil die Wahrscheinlichkeit für mich spricht.

In den Vereinigten Staaten wird durchschnittlich alle 12,5 Minuten jemand bei einem Autounfall getötet, während alle 2,5 Minuten eine Frau vergewaltigt wird. Selbst wenn man bedenkt, dass ich – *erstens* – großzügigerweise *alle* Verkehrsunfälle miteinrechne und nicht nur die, an denen Fußgänger beteiligt sind, und – *zweitens* – ein Großteil der Vergewaltigungen nicht angezeigt wird, weil das Opfer ganz genau weiß, dass man *es selbst* für das Verbrechen verantwortlich machen wird, finde ich, dass meine Logik in der Sache bestechend ist. Und dementsprechend lebe ich nun mein Leben auf genau diese Art: im Rampenlicht, immer mittendrin, denn mitten auf der Straße kommt man am sichersten von A nach B.

Angesichts der entmutigend vagen und gleichgültigen Formulierung ›VORLIEGENDES PROBLEM‹ schreibe ich:

*Selbstmordgefährdet, unfähig,
im Alltag zuverlässig zu funktionieren.*

Eine angemessen kalte Beschreibung eines unaussprechlich schmerzhaften Zustands. Ich funktioniere nicht zuverlässig.

An meiner linken Hand trage ich einen pinkfarbenen Spitzenhandschuh; der an der Hand, mit der ich schreibe, ist schwarz-weiß gestreift. Es ist warm, aber ich ziehe es vor, meine Hände wann immer möglich zu bedecken. Ich fasse nicht gerne Dinge an.



Ich liege in meinem Bett in meinem Zimmer in der Notaufnahme, und alles, was mir geblieben ist, sind meine geringelten Seidenstrümpfe.

Ehe sie mich allein gelassen haben, wurde ich von drei verschiedenen Wachmännern dreimal ausgiebig gefilzt. Ich hatte keine Ahnung, dass es mich in den Augen des Staates zu einer gewöhnlichen Kriminellen machen würde, wenn ich alle meine Schlaftabletten auf einmal nehme, aber hey: Jetzt, nachdem drei Männer mit Waffen meine Unterwäsche durchwühlt haben, fühle ich mich schon viel weniger selbstmordgefährdet.

Das sind die Sachen, die ich ins Krankenhaus mitgenommen habe:

1. Einige Bücher (Ich nahm an, dass es zwischen all den segensreichen Wunderkuren, die sie mir angeheißen lassen würden, auch ein bisschen Leerlauf geben könnte.)

2. Meine Notizbücher (Es ist mir ein Bedürfnis, meine Umgebung ständig aus der Sicht einer Außenstehenden zu beschreiben. Geht das nicht, neige ich dazu, ein bisschen wunderlich zu werden ... wahn-sinnig überraschend, ich weiß ...)

3. Filzstifte/Bleistifte (Um nicht nur schreiben, sondern auch Skizzen anfertigen zu können, brauche ich beides.)

4. Handy (Glaubt ihr wirklich, ich begeben mich in so eine Situation, ohne im Notfall um Hilfe rufen zu können?)

5. Zwei Garnituren Kleidung (Sollten wir uns jemals auch nur kurz begegnet sein, wisst ihr, dass das für

meine Verhältnisse sehr zurückhaltend ist, um es vorsichtig auszudrücken.)

6. Grundlegende Hygieneartikel (Haarbürste, Zahnbürste, Lipgloss etc.)

7. Die Kleidung, die ich trage (ein langer schwarzer Mantel, ein langes schwarzes Kleid, Handschuhe, Stiefel, schwarze Gummiarmbänder, lange Ringelstrümpfe)

Das sind die Sachen, die ich behalten durfte:

1. Einige Bücher

2. Meine Notizbücher

3. Filzstifte/ Bleistifte

4. Handy

5. Zwei Garnituren Kleidung

6. Grundlegende Hygieneartikel

7. Die Kleidung, die ich trage (~~ein langer schwarzer Mantel, ein langes schwarzes Kleid, Handschuhe, Stiefel, schwarze Gummiarmbänder, lange Ringelstrümpfe~~)

Ich bin nicht blöd.

Ich weiß genau, was hier abgeht, und ich wehre mich nicht dagegen. Wenn ich das hier schon erleiden muss, will ich wenigstens alles daraus mitnehmen, was möglich ist.

Ich werde mich nicht dagegen wehren.

Kommt schon! Gebt mir eure Heilung! Gebt mir euer Scheißglück.

Ich bin dabei.

AUFNAHMEBOGEN
(MUSS DEM PATIENTEN BEI
EINWEISUNG VORGELEGT WERDEN)

Vertrauliche Patientenir
Nach W&I Kodex Absc
Datenschutz nach HIPAA 45 C. F

Name der Einrichtung: Psychiatrische Klinik

Patientenname: [Redacted]

Abschnitte 5157 (c) und (d) des Welfare-and-Institutions-Kodex schreiben vor, dass eingene und die eruierten Informationen mündlich sowie schriftlich vorgelegt werden müssen. Eine Kopie des Aufnahmebogens muss der Krankenakte des Patienten beigefügt werden.

Mein Name ist [Redacted] Meine Position ist: Arzt

Ihre Einweisung in dieser psychiatrischen Klinik erfolgt auf Grundlage der professionellen Einschätzung (Bitte ankreuzen) Wiederholte Suizidgedanken
(Bitte ankreuzen)

- Eigengefährdung
- Fremdgefährdung
- Schwer hilfsbedürftig (unfähig eigene Ernährung oder Bekleidung zu übernehmen)

Individuelle Gründe für die Einweisung:

Wir sind der Meinung, dass die Einweisung gerechtfertigt ist, da Sie depressiv und selbstmordgefährdet sind, Pläne, eine Überdosis zu nehmen.

Die Einweisung ist auf eine Zeitdauer von 72 Stunden inklusive Wochenenden und Feiertage beschränkt.

Ihre 72-Stunden-Frist beginnt: [Redacted] 14 Uhr
(Datum und Uhrzeit)

Ihre 72-Stunden-Frist für Untersuchung und Behandlung endet: [Redacted] 14 Uhr
(Datum und Uhrzeit)

Während der 72-Stunden-Frist werden Sie durch das Klinikpersonal beobachtet und erhalten gegebenenfalls Medikamente. Es ist möglich, Sie bereits vor Ablauf der 72 Stunden zu entlassen. Wenn jedoch das medizinische Personal zu dem Schluss kommt, dass Sie weitere Behandlung bedürfen, kann die Einweisung verlängert werden. Sollte Ihre Einweisung über die 72 Stunden hinaus verlängert werden, haben Sie das Recht auf einen Anwalt, einen Dolmetscher sowie eine gerichtliche Anhörung. Wenn Sie sich keinen Anwalt leisten können, wird Ihnen ein kostenfreie Anwalt zur Verfügung gestellt.

KRANKENHAUS-EINTRAG 2: DER ROTE WACHSMALSTIFT

Ich weiß, gerade eben habe ich noch behauptet, ich würde kooperieren und mich der Weisheit der medizinischen Gemeinschaft beugen, aber vielleicht war ich da ein wenig voreilig.

Als sie mir meine Sachen wegnahmen, versicherten mir die Pfleger, dass ich sie wiederbekommen würde, sobald ich »angekommen« wäre. Jetzt liege ich nackt bis auf einen dünnen, hinten offenen Kittel (Warum nennen sie es dann »Kittel«? Ist das Sarkasmus?) auf einer fahrbaren Trage (eher wie ein Brett aus Metall, aber weniger bequem) mit niedrigen Gittern an den Seiten (damit ich nicht rausspringe?) und muss feststellen, dass man mich angelogen hat.

Ich befinde mich in einem Einzelzimmer in der Notaufnahme und meine Tür hat gefälligst konstant offen zu stehen. Ich habe die Wahl zwischen völliger Dunkelheit und dem harten Neonlicht, das mir Migräne macht. Vergesst das Letzte – es gibt keine Wahl; als ich darum bitte, das Licht auszumachen, heißt es, die Wachleute müssten mich jederzeit sehen können.

Einer dieser Wachleute kommt alle paar Minuten an meiner Tür vorbei, um sicherzustellen, dass ich mich noch nicht an meinem eigenen Haar erhängt habe. Ich frage ihn, wann ich meine Sachen bekomme, und als

er mir gleichgültig mitteilt, dass das gar nicht passieren wird, fährt mir saure Angst in den Magen.

»Aber wie soll ich ohne Handy irgendjemandem sagen, wo ich bin? Woher sollen sie wissen, dass es mir gut geht?«

»Sie dürfen Ihr Telefon hier nicht benutzen.«

Mein Argument ist etwas schwach, denn in einem Umkreis von tausend Meilen gibt es sowieso niemanden, der mich hier besuchen geschweige denn raus-holen würde, wenn ich es nicht mehr aushalte. Aber was, wenn mir etwas Schreckliches zustößt? Was, wenn ich die Polizei rufen muss? Oh, Moment mal ... Ich *bin* ja schon bei der Polizei.

»Was ist mit meinen Büchern? Meinen Bleistiften?«

»Sie dürfen hier keine Bleistifte benutzen.«

»Filzstifte! Ich habe auch Filzstifte!«

»Das geht auch nicht, Miss.«

»Wie zur Hölle soll ich mich selbst mit einem *Filzstift* verletzen? Echt jetzt? Ich darf nicht mal einen Filzstift haben? Die haben weiche Spitzen, verdammt!«

Der Wachmann schüttelt den Kopf.

»Nichts, das länger als breit ist, richtig?«

Leises Kichern. »So in etwa.«

»Aber ich werde hier drin noch wahnsinnig ... Ach, das war das falsche Wort ... Ich brauche nur ein *einziges* Buch, das ist alles. Ich verspreche Ihnen, Sir, wenn ich nicht wenigstens lesen darf, werde ich vollkommen durchdrehen. Geben Sie mir eine Anleitung für Herz-Lungen-Reanimation oder *irgendwas!*«

Ich verlasse mich ganz schamlos darauf, dass der Wachmann keine Lust hat, noch eine weitere Irre zu

bändigen, wenn es nicht unbedingt sein muss, aber in Anbetracht seines Körperbaus ist anzunehmen, dass er für das Bändigen von Irren geboren wurde.

»Können Sie zumindest für mich bei einer der Schwestern nachfragen? Ich würde es selbst tun, aber ich darf ja hier nicht raus.«

Der Wachmann geht weg und ich merke, wie mein Herz rast. Ich habe keinerlei Privatsphäre. Ich habe keinen Kontakt zur Außenwelt. Ich habe nichts zu tun, außer elend unter diesen summenden Lampen zu verrotten. Bei all dem Geschrei, dem Chaos und dem völligen Tollhaus (die Wortwahl ist Absicht) vor meiner Tür kann ich nicht mal nachdenken. Niemand kommt, um mit mir zu sprechen, und auch das Buch, um das ich gebettelt habe, bekomme ich nicht. Jetzt ist mir endgültig klar, dass ich hier falsch bin. Ich bin keine Patientin; ich bin eine Gefangene.

Was ist denn hier kriminell: alle Schlaftabletten auf einmal nehmen oder eine Selbstmordgefährdete an einen Ort wie diesen verbannen?



Obwohl ich es nicht sicher wissen kann, nehme ich an, dass es mittlerweile später Abend ist. Den Tag über sind mehrere Ärzte zu mir gekommen, um zu fragen, warum ich hier gelandet bin, und ich frage mich, warum sie diese Information nicht einfach untereinander weitergeben. Aber vielleicht tun sie das ja und wollen meine Aussagen nur auf die Probe stellen.

Auf jeden Fall passe ich meine Geschichte jedes Mal ein wenig an, nicht nur weil ich merke, dass ich sie verwirre, sondern – und das ist viel wichtiger – weil ich mich langweile. Um ehrlich zu sein, bin ich es mittlerweile leid, meine eigene Stimme zu hören.

Niemand fragt, ob ich irgendetwas brauche. Ich darf nicht aufstehen, aber ich merke, wie ich immer durstiger werde. Außerdem habe ich immer noch nichts weiter zu tun als meine Tränen zu unterdrücken und mich zu fragen, warum mein Leben so grausam schief läuft. Nein, ich werde nicht weinen. Seit ich vor sieben Tagen die Abtreibungsklinik verlassen habe, blutend und kaum fähig zu gehen, und trotz des alten weißen Mannes mit seinem Kreuz und seinem Pappschild, der mich angeschrien, angespuckt und »Hure« genannt hat, habe ich nicht mehr geweint. Und selbst da habe ich mich meiner Tränen geschämt.

Endlich kommt eine Krankenschwester, und ich frage *sie*, ob ich meine Bücher zurückbekommen kann. Offensichtlich wurde meine Anfrage von vor ein paar Stunden weder ihr noch sonst irgendjemandem weitergegeben, aber mittlerweile wundert mich nichts mehr und ich wiederhole einfach meine Bitte.

Einige Zeit später kommt sie mit einer großen Plastiktüte mit dem Logo des Krankenhauses, in der sich meine sämtlichen Besitztümer befinden. Es wirkt, als wollte sie mich verhöhnen, indem sie mir zeigt, dass noch alles da ist, während sie mir mitteilt, dass ich mir nur ein einziges Teil aussuchen darf. Ich wähle eines meiner liebsten Geschichtsbücher über das Wiederaufflammen der Beulenpest im 19. Jahrhundert. Dann

frage ich im herzerreißendsten Tonfall, zu dem ich fähig bin – oder hoffe es zumindest –, ob ich nicht vielleicht auch eins meiner Notizbücher und einen Filzstift behalten darf. Sie lehnt ab und erklärt, dass ich eigentlich nicht einmal das Buch haben darf – ich soll mich ausruhen, nicht lesen.

Ich sehe ein, dass all mein Charme es nicht schaffen wird, zu dieser seelenlosen Hülle von einer Frau durchzudringen, die zweifellos von Jahren der Pflege gewalttätiger und – schlimmer noch – nervtötender Patienten gestählt wurde. Also gebe ich auf.

Ich löse mein Haar und schüttele die flammend roten Locken (*flammend*, gefällt euch das? Ein bisschen dramatisch, aber bildhaft, oder?) aus den zwei verdrehten Knoten, die ich wie Mäuseohren oben am Kopf festgesteckt habe. Dann streiche ich es glatt nach hinten, um zumindest würdevoll auszusehen, wenn ich mich schon nicht so fühle.

Aber rasch ändere ich meine Meinung und beschließe, mein Haar offen zu tragen; ich verwuschle es sogar ein wenig, um zumindest annähernd so verrückt auszusehen, wie ich hier behandelt werde. Ich stelle mir vor, dass so Ophelia ausgesehen haben muss – zurechnungsfähig, aber übergeschnappt; übergeschnappt, aber zurechnungsfähig.

Die Krankenschwester dreht noch eine letzte Runde durch das Zimmer und sucht nach versteckten Kugelschreibern, Schnürsenkeln und anderen tödlichen Waffen. Derweil wische ich das gemalte Herz von meiner rechten Wange. Schwarz und Rot kleben jetzt an der Rückseite meiner Hand.

»Wenn man nicht lesen, schreiben, mit irgendjemandem kommunizieren oder zumindest im eigenen Zimmer auf und ab gehen darf, was soll man denn dann machen?«

Die Schwester tritt an mein Bett und nimmt die Haarnadeln aus meinem Schoß, ehe sie sich zum Gehen wendet. Vom Türrahmen aus schaut sie noch mal zu mir zurück.

»Schlafen«, sagt sie.



Meine erste Nacht in der Notaufnahme. Im nüchternen Licht des geschäftigen Flurs vor meiner Tür erkenne ich, dass die Nachtschicht ein wenig jünger ist als die Angestellten für den Tag. Passend. Wer würde schon die Friedhofsschicht übernehmen, wenn er die Autorität hat, sich anders zu entscheiden? Warum nennen sie es überhaupt »Friedhofsschicht«? Ist das eine Reminiszenz an viktorianische Zeiten, als die Friedhofsangestellten nachts über die frisch Beerdigten wachen mussten, um Grabräuber fernzuhalten? Sind *wir* die frisch Beerdigten?

Auf jeden Fall ist auch das Verhalten der Nachtschicht ein wenig sanfter; sie hatten noch nicht genug Zeit, um hart zu werden.

Eine junge Schwester mit Haarreif und ruhigen braunen Augen kommt, um mir meine Schlaftabletten zu geben (jetzt schon?) und zusätzlich noch eine Handvoll andere Medikamente (ein paar Extras angesichts

der Tatsache, dass ich bereits dermaßen nervös bin, dass mein ganzer Körper unkontrollierbar zittert).

Ich frage diese neue Schwester »von Frau zu Frau«, ob es nicht doch *irgendetwas* gibt, mit dem ich schreiben kann – irgendwas, das man mir genehmigt. Sie scheint zu zweifeln, ja, aber ich kann mir diese Chance nicht entgehen lassen, also rufe ich aus: »Ein Edding! Was ist mit einem Edding? Damit kann ich doch unmöglich was Gefährliches anstellen, oder?«

Die junge Schwester runzelt die Stirn, und ich erkenne, dass sie es nicht rundheraus ablehnen wird. »Ich frage nach.«

Ich lasse mich zurück auf meine kissenlose Matratze fallen und atme zum ersten Mal seit Monaten erleichtert auf.

Es ist nur ein Atemzug, und ich weiß, dass er nicht andauern wird, aber ich brauche diesen einen selbstsüchtigen Moment, um mich in der Wärme des Gedankens zu sonnen, dass jemand etwas Nettes für mich tut.

Nach ein paar weiteren Atemzügen ist meine Schwester zurück, ein Grinsen im sommersprossigen Gesicht. Sie hält mir einen einzelnen roten Wachsmalstift hin. Ich breche in Gelächter aus und kann nicht mehr aufhören.

»*So weit* ist es jetzt also gekommen!«, keuche ich unter hysterischen Tränen.

»Einen Edding konnte ich nicht finden«, erklärt meine Schwester, »aber ich hab diesen Wachsmalstift aus einem der Kinderzimmer. Können Sie damit etwas anfangen?«

Bevor sie es sich anders überlegen kann, schnappe ich mir den Stift und sage ihr, dass er perfekt ist.

Und das ist er.

Denn ich schreibe das gerade alles auf die unbedruckten Ränder meines Buchs über die Pest, und wie jeder weiß ... WIE JEDER WEISS ... kann man Wachsmalstifte nicht ausradieren.

KRANKENHAUS-EINTRAG 3: DAS BETT

Nachdem man meine frühmorgendlichen Vitalzeichen geprüft und mir eine weitere Handvoll Pillen verabreicht hat, bin ich wieder allein.

Dank ein wenig medikamenteninduzierten Schlafs habe ich meine erste Nacht überstanden und fühle mich immer noch mies, aber nicht mehr ganz so nervös. Oder lässt einfach nur mein Widerstand nach? Auf jeden Fall hält dieser Zustand nicht lange an, denn als ein Arzt in meiner Tür auftaucht und mich darüber informiert, dass ich noch ein paar weitere Tage hier in der Notaufnahme verbringen muss, bis oben in der Psychiatrie ein Bett frei wird, übermannt mich erneut die Panik.

»Heißt das, ich kann nicht ›behandelt‹ werden, solange ich nicht verlegt wurde, und meine 72-Stunden-Beobachtung beginnt erst *dann*?«

»Ja, so sieht es aus.«

So sieht es aus.

»Aber man hat mich mit der Aussage gezwungen herzukommen, dass ich bei guter Führung nur 72 Stunden bleiben muss. Niemand hat mir gesagt, dass ich weiß Gott wie lange zu warten habe, bevor der Countdown überhaupt losgeht. Außerdem ist es doch nicht *meine* Schuld, dass Sie kein freies Zimmer haben. Das hätte man mir rechtzeitig sagen müssen – wenn

schon nicht *vor* meiner Ankunft, dann doch wenigstens in dem Moment, in dem ich mich anmelde, oder zumindest bevor meine Scheißmitfahrgelegenheit weg ist.«

»Wir dürfen Sie nicht entlassen, wenn Sie sich erst mal angemeldet haben. Das heißt, wir können nichts tun, solange wir kein Bett für Sie finden.«

Dieser Satz wird mir immer unangenehmer: »Bis wir ein *Bett* finden«, »bis ein *Bett* frei wird« oder »im Moment gibt es keine *Betten*«. Es klingt unheimlich und es impliziert, dass ich einzig und allein wegen eines *Bettes* hier bin, dass ein *Bett* meine Behandlung ist, dass ich nur hier bin, um herumzuliegen wie ein verdammtes Lobotomie-Opfer. Der Gedanke gefällt mir ganz und gar nicht, und wieder setzt das Zittern ein. Ich richte mich auf meiner Pritsche auf, und das dünne Laken, das sie als »Decke« bezeichnen, rutscht von meinem linken Schenkel. Schnell bedecke ich die Schnitte mit meiner Hand.

»Es fällt mir schwer, das zu verstehen«, sage ich, unfähig aufzugeben, bis ich entweder meinen Willen oder zumindest eine Erklärung bekomme, die ich nachvollziehen kann. »Ich habe niemanden außer mir selbst verletzt, was, wie ich das sehe, *mein gutes Recht ist*. Aber wissen Sie was? Jetzt, wo ich *das* ausgesprochen habe, hängen Sie vermutlich noch ein paar Tage an meine Verurteilung an, oder?«

»Miss Autumn ...«

»*Ich habe niemandem wehgetan*. Ich habe alles gemacht, was von mir verlangt wurde. Das hier widerspricht *allem*, was man mir erzählt hat, und jetzt

behaupten Sie, dass ich auf unbestimmte Zeit hierbleiben muss? Hat man mich verarscht?«

»Nein, Sie wurden nicht verarscht. So funktioniert das nun mal, Emilie. Für jeden. Und wenn ich mir Ihr Verhalten ansehe, glaube ich, dass Sie im Augenblick hier am besten ...«

»Wenn ich nicht gehen darf«, unterbreche ich ihn, »kann dann jemand kommen und mich abholen?«

»Nein«, sagt er nur und geht zur Tür.

»Und wenn ich verspreche, dass ich wiederkomme? Ich unterschreibe alles! Ich komme wieder, wenn Sie ein verdammtes freies *Bett* haben!«

Der Arzt verlässt mein Zimmer, und ich höre, wie sich seine Schritte entfernen, fort von mir und meinem Flehen.

In diesem Augenblick wird mir klar, dass ich meine Freiheit verloren habe.

KRANKENHAUS-EINTRAG 4: STIMMEN

Die Wände hier sind dünn, und genau wie meine sind auch alle anderen Türen ständig geöffnet, sodass ich alles hören kann. Ich bin umzingelt. Eine kreischende, fluchende Crack-Abhängige wurde eingeliefert, und ich empfinde es als persönlichen Angriff, dass die Schwestern sie in die Zelle direkt neben meiner stecken. Wissen sie denn nicht, dass man jemanden, der so furchterregende Tiraden ablässt, nicht neben einer selbstmordgefährdeten Frau unterbringen sollte?

In der Zelle auf der anderen Seite wurde ein junger Mann fixiert; er hört einfach nicht auf zu schreien und bedroht die Pflegekräfte, wenn sie ihm zu nahe kommen. Genau so klangen die Stimmen in meinem Kopf, als ich noch klein war ...

Wie lange noch, bis ich überschnappe?

Oder bin ich das schon?

Meine Zellengenossen haben eine Menge Drogen konsumiert, und ich habe versucht, mich selbst zu töten. Was ist wahnsinniger?

Jede Stunde (ich zähle die Sekunden, die Minuten ...) kommt ein anderer Arzt in mein Zimmer und fragt mich, ob ich mich immer noch »selbst verletzen« will.

Ich kann diese Frage nicht mehr ernst nehmen.

KRANKENHAUS-EINTRAG 5: DR. SHARP

Während der endlosen Tage meines Aufenthalts hier kümmert sich niemand um mich, nur der leitende Psychiater Dr. Sharp. Er kam an meinem zweiten Nachmittag her, um mich zu untersuchen, und ich konnte mir das Kichern nicht verkneifen, als wir einander die Hände schüttelten.

»Was ist?«, fragte er. Er wirkte fast beleidigt.

»Oh, nichts, nur Ihr Name an einem Ort wie diesem ... Das könnte aus einem Film stammen. Es tut mir leid, aber ich glaube, mir wird jetzt erst klar, dass ich in einer psychiatrischen Anstalt bin und alles irgendwie witzig ist, auch wenn es das gar nicht ist. Wie bei Hochzeiten und Beerdigungen, wissen Sie?«

»Verstehe«, sagte er. »Nun, in Wahrheit gehöre ich nicht zu denen, die hier mit *scharfen* Sachen hantieren, wie mein Name suggeriert. Ich kümmere mich mehr um die ...«

Damit hob er den Finger an seine Stirn und ließ ihn in der internationalen Geste für »durchgeknallt« kreisen, was meiner Ansicht nach die Grenzen ein klein wenig überstrapazierte. Aber was bedeuten denn schon Grenzen, wenn man in einem Laden wie diesem fest sitzt? Ich nehme mal an, dass sie, sofern es überhaupt welche gibt, eher von den Ärzten festgelegt werden als von den Patienten.

Ich lachte nicht mehr, also trat Dr. Sharp näher an mein Bett und sprach jetzt vertraulicher, als wären wir alte Freunde und als wäre ich nicht verrückt.

»Außerdem«, sagte er, »ganz unter uns: Dieses ›Injektions‹-Ding hat mir nie sonderlich gefallen ... Ich mag kein Blut.«

Als er das sagte, berührte der Arzt meinen Arm und tat so, als würde er eine Spritze setzen. Instinktiv zog ich meine Knie an meine Brust – weniger aus Scham, sondern eher, weil Dr. Sharp, wenn er wirklich kein Blut sehen konnte, sicherlich keinen Wert auf den Anblick der knallroten Linien legte, die meine Schenkel bedeckten – Linien, die ich mit allen möglichen Werkzeugen von Rasierklingen bis Sicherheitsnadeln gezogen hatte.

Bisher hat noch niemand die Schnitte bemerkt, allerdings trage ich auch nach wie vor meine unerklärlicherweise erlaubten Ringelstrümpfe, die lang genug sind, um die meisten meiner selbst zugefügten Wunden zu verbergen. Die meisten.

In gewisser Weise fühle ich mich von meiner Beinbekleidung geschützt. Die Situation erinnert mich an die wahre Geschichte eines jungen Mädchens, das im 19. Jahrhundert Opfer eines Serienkillers wurde. Der Mörder lockte das Mädchen auf den Speicher ihres Wohnhauses, wo er sie vergewaltigte (wie einfallreich!) und umbrachte. Dann legte er Feuer, um die Beweise zu vernichten. Das Seltsame daran war, dass das Haus vollkommen niederbrannte und mit ihm ihre Leiche, nicht aber ihre Beine, die unter ihren Ringelstrümpfen völlig unversehrt blieben. Niemand hatte

eine Erklärung für dieses bizarre Phänomen, aber aufgrund der Beweise konnte man den Täter fassen und hinrichten. Diese Strümpfe hätte ich jetzt nur zu gerne.

KRANKENHAUS-EINTRAG 6: UNTER BEOBACHTUNG

Immer wenn Dr. Sharp in mein Zimmer kommt, zieht sich mir unwillkürlich der Magen zusammen und ich wickle mich enger in meinen Krankenhauskittel.

Etwas an ihm ist ... falsch.

Sein insgesamt seltsames Verhalten, sein lautloses Eintreten, seine ausgedehnten Besuche ...

Tatsächlich beobachtet er mich in genau diesem Moment, von neben der Tür, während ich diese Worte mit dem Wachsmalstift über den Text meines geliebten Buches schreibe, weil die Ränder längst voll sind. Er beobachtet mich andauernd. Er glaubt, ich merke das nicht, aber ich merke es. Jedes Mal.

Ich kann ihn riechen.

Mittlerweile stehe ich dermaßen neben mir, dass ich keinen Hunger mehr verspüre und nichts esse. Mein Körper verzehrt sich selbst.

Trotzdem wird das fade Weißbrot, das sie mir hier geben, nicht verschwendet; schon zweimal habe ich eine Ratte gesehen, die durch mein Zimmer huscht, sobald es dunkel wird, also habe ich Brotkrumen in die Ecke geworfen, damit sie bei mir bleibt.

KRANKENHAUS-EINTRAG 7: KONTROLLE

Letzte Nacht bin ich aufgewacht, weil Dr. Sharp neben meinem Bett stand. Er hatte sich zu mir heruntergebeugt, und sein Gesicht war so nah an meinem, dass ich seinen Atem spüren konnte. Als ich die Augen öffnete, behauptete er, dass er an meinem Zimmer vorbeigekommen sei und nach mir sehen wollte.

Nun gibt es »nach mir sehen« wie in *Überwachung wegen Selbstmordgefahr* und »nach mir sehen« in einem engen T-Shirt und Jeans anstelle seines Arztkittels. In der Hocke gegen die Wand gelehnt fragte er mich nach meinen Träumen, meinem Leben, meinem *Wahnsinn*, dem, was ich in meinen Büchern lese – Themen, die er angeblich »faszinierend« findet. Und dann, von einem Moment auf den anderen, wird mir klar, was hier vor sich geht.

Bei meinem nächsten begleiteten Ausflug ins Badezimmer mustere ich mich in dem kleinen, angeschlagenen Spiegel, um etwas zu finden – *irgendetwas* in meiner äußeren Erscheinung –, das man auch nur im Entferntesten als verführerisch betrachten könnte, damit ich es ausmerzen kann.

Ich finde nichts.



EMILIE AUTUMN

Emilie Autumn ist eine erfolgreiche US-amerikanische Musikerin, Sängerin und Autorin. Ihre Eltern ließen sie bereits ab ihrem vierten Lebensjahr zur Geigerin und Komponistin ausbilden. 1997 wurde ihr erstes Album veröffentlicht. Stilistisch lässt sich ihre Musik schwer einordnen, da darin sowohl klassische als auch moderne, elektronische Elemente zu finden sind.

Ende 2009 veröffentlichte sie mit *The Asylum for Wayward Victorian Girls* (dt. *Die Anstalt für ungehorsame viktorianische Mädchen*) einen teils fiktiven, teils autobiografischen Roman. Darin schildert sie ihre Erfahrung mit der eigenen bipolaren Störung.

Zurzeit arbeitet Emilie an einem Musical, das auf ihrem Roman basiert.